

NIEMEYER **KRIMI**

ROLAND
LANGE

HARZGEIER



CW Niemeyer **N**

Roland Lange

Harzgeier

CW Niemeyer 

Der Roman spielt hauptsächlich in bekannten Regionen, doch bleiben die Geschehnisse reine Fiktion. Sämtliche Handlungen und Charaktere sind frei erfunden.



Der CO₂-Ausstoß dieses Druckproduktes wurde mit ClimateCalc berechnet und kompensiert:

www.climatecalc.eu
Cert. no. CC-000094/DK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <https://www.dnb.de>

© 2024 Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln
www.niemeyer-buch.de
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: C. Riethmüller
Der Umschlag verwendet Motiv(e) von: 123rf.com
Druck und Bindung: Nørhaven, Viborg
Printed in Denmark
ISBN 978-3-8271-9292-9

PROLOG

Lautlos. Reglos.

Niemand hätte die Kreatur, die nur einen Schritt entfernt von dem stabilen Maschendrahtzaun kauert, sehen oder sie nur vermuten können. Der gewölbte Buckel in der Kutte mit ihren grau-braunen Schattierungen hebt sich kaum vom umgebenden Waldboden ab, bietet die ideale Tarnung. Wer über die Augen eines Raubvogels verfügt, hätte die Unregelmäßigkeit vielleicht bemerkt. Und das sicher nur bei ausreichend Tageslicht. Das ist nicht mehr gegeben, seit sich im Westen dunkle Wolken aufgetürmt und vor die tief stehende Sonne geschoben haben. Bedrohlich kochende, energiegeladene Schwaden sind wie gigantische Walzen schnell näher gerollt und verdunkeln jetzt den Himmel, schlucken alles Licht.

Es ist zweifellos ein Mensch, der dort hockt. Ein Mann, genau gesagt. Hätte er sich aus seiner Deckung begeben und sich aufgerichtet, hätte man es sehen, nein, vermuten können. An seiner Haltung, seinen Gliedmaßen, seinen Proportionen. Oder daran, wie er sich bewegt. Wenn er sich bewegt! Vieles an diesem Geschöpf erinnert an ein Tier. Womöglich ist er das ja längst – mehr Tier als Mensch.

Den ganzen Tag ist der Mann schon umhergestreift auf seiner Suche nach Essbarem. Einem Hasen, einem Vogel oder einem größeren Wild, das er mit seinem Bogen hätte erlegen können. In letzter Zeit ist Frischfleisch auf seinem Speiseplan etwas rar gewesen. Er hat sich überwiegend von Wurzeln, Beeren und Kräutern ernährt, von denen Wald und Feld ausreichend bieten. Auch Obst und ein wenig Gemüse hat er ergattert. Gestohlen von den Bäumen und aus den Beeten der Schrebergärten am Rande der verstreut liegenden Ortschaften. Aber das waren Ausnahmen gewesen, ebenso wie die Ausbeute aus den Abfallbehältern hinter den Supermärkten. Nicht etwa, weil daran Mangel herrscht. Er hätte dort mehr als genug gefunden, hätte leben können, wie die Made im Speck. Aber er meidet menschliche Ansiedlungen. Nähert sich ihnen nur selten. Und wenn, dann immer nachts. Er fühlt sich von den Bewohnern bedroht.

Schon lange sind die Wälder des Harzes sein Zuhause; er lebt unentdeckt abseits der Wanderwege und Touristenrouten. Zwar lassen sich nicht immer kurze, unerwünschte Begegnungen vermeiden. Mit Eindringlingen, die kreuz und quer durch das Unterholz stolpern und vor denen er nicht mehr rechtzeitig fliehen kann. Aber seine Fähigkeit, mit der Umgebung nahezu zu verschmelzen, hat ihn noch jedes Mal gerettet.

„Wolfsmensch“ wird er genannt. Von denen, die ihn gesehen haben wollen, als flüchtigen Schatten zwischen den Bäumen oder für einen kurzen Augenblick von

Angesicht zu Angesicht. Dann laufen sie herum und erzählen jedem, der es hören will, von diesen Begegnungen mit dem rätselhaften Zwitterwesen und heizen damit für eine kurze Zeit die Gerüchteküche an.

In unregelmäßigen Abständen wechselt der Mann seine Aufenthaltsorte, fertigt sich in den versteckten Winkeln, wo er für eine Weile bleiben will, anspruchslose Behausungen aus dem, was die Natur ihm bietet und was er am Wegrand oder irgendwo im Müll findet. Manchmal ist etwas darunter, das er stiehlt. Aus Schuppen oder Scheunen zum Beispiel oder aus offenen Garagen. Wenn jemand allzu leichtfertig mit seinem Eigentum umgeht, Sachen unbeaufsichtigt herumstehen lässt.

Über die Jahre hat er sich den Bedingungen in den Wäldern angepasst, die Sinne geschärft, die ihm ein Überleben in der Wildnis möglich machen. Er hört, riecht und sieht mit einer Intensität, weit stärker ausgeprägt, als in seinem früheren Dasein in der Zivilisation. Seinen Namen hat er aus dem Bewusstsein verdrängt, er spielt in dem Leben, das er jetzt führt, keine Rolle mehr. Meilenweit hat er sich mit der Zeit von den Menschen entfernt, müsste er mit ihnen kommunizieren, fiel es ihm schwer. Seine Sprache ist degeneriert, er hat sie nur noch selten benutzt. In Selbstgesprächen anfangs, später hat er mit Tieren geredet – mit denen, die bei seinem Anblick nicht sofort geflohen sind. Jetzt bewegt sich sein Denken und Handeln abseits dessen, was man als zivilisiertes Wesen für normal halten wür-

de. Fast sein ganzes Tun geschieht instinktiv. Er verhält sich wie die Waldtiere scheu, fluchtbereit, immer auf der Hut.

Dieser Mann, der sich dort unter dem Buckel verbirgt, sucht gerade in seiner Erinnerung nach etwas Bekanntem. Wann war er das letzte Mal an diesem Ort gewesen? Haben ihn seine Füße überhaupt schon einmal hierher getragen? Es will ihm nicht einfallen. Aber wenn, dann hat es damals den Zaun nicht gegeben. Es ist ein Waldstück, wie geschaffen, um unentdeckt zu bleiben. Unberührt. Das nahezu undurchdringliche Strauchwerk, die dichtstehenden Bäume – ein Refugium, das sich selbst überlassen geblieben ist. Kein kahler Höhenzug, keine Baumleichen, kein Mensch, der mit Axt und Säge gewütet hat, wie an so vielen anderen Stellen in dem weiträumigen Bergland. Das hier ist ideal, um sich für eine Weile niederzulassen, und er hätte es vermutlich längst getan, wenn ... Nein, er kennt diesen Ort nicht. Auch einen Zaun wäre ihm sicher im Gedächtnis geblieben.

Er hebt ein wenig seinen Kopf. Wachsame, dunkel glänzende Augen lugen unter der erdfarbenen Kutte und zwischen den langen, verfilzten Haaren hervor. Sie huschen hektisch umher, versuchen, die drückende Finsternis zu durchdringen und zu erkennen, was sich dort am Fuße der nur ein paar Schritte von ihm entfernt steil abfallenden Böschung tut. Undeutlich zeichnet sich eine Talebene gegen das Dunkel ab. Eine kleine, mit Trockengras bewachsene Fläche. Wie ein Oval.

Einige wenige Sträucher verteilen sich darauf. Links von dem Mann neigt sich das Gelände, scheint sich die Böschungskante dem Niveau der Talsohle anzunähern, ehe sie gegenüber wieder zu einem nicht sehr hohen, aber doch schwer zu erklimmenden Abhang ansteigt. Rechts hingegen, fast mit der Hand zu greifen, begrenzt eine bedrohlich wirkende Felswand die Ebene. Schroff und abweisend ragt sie steil in den Himmel. Es scheint, als stoße sie mit ihren spitzen, gezackten Enden in das brodelnde schwarze Wolkenmeer hinein.

Unten auf der Ebene ist etwa in der Mitte etwas aufgebaut. Ein Ding, das aussieht, wie ein Kegel oder eine Pyramide. Hoch wie ein Baum. Aus Hölzern – dicken Stämmen und dünnen Ästen – gefertigt? Gezimmert? Nur lose aufgeschichtet? Unmöglich für den Mann, das von seinem Platz aus zu erkennen. Er kann sich nicht erklären, was für ein Gebilde das ist. Seine Nasenflügel beben, er versucht, schnuppernd zu erfassen, was er mit den Augen nur undeutlich sieht. Gleichzeitig lauscht er angespannt.

Dann geschieht etwas.

Hinten links, wo die abfallenden Böschungen aufeinander zulaufen und in die Ebene münden, tauchen Lichter auf. Aus dem dunklen, konturlosen Grau des Waldes schält sich eine Gruppe Gestalten heraus. Menschen! In Zweierreihen kommen etwa zwanzig von ihnen gemessenen Schrittes auf den Platz und steuern auf das pyramidenförmige Bauwerk zu. Die Lichter entpuppen sich als Fackeln, die sie in ihren Händen tragen.

Vor der zweireihigen Schlange schreitet eine einzelne Person. Wie alle, die ihr folgen, in einen dunklen, weinroten Umhang gehüllt, den Kopf unter einer spitzen Kapuze verborgen. Ihr Gewand ist im Gegensatz zu den anderen schlichten Kutten jedoch mit goldenen Tressen besetzt, die im Licht ihrer Fackel schimmern und die vermutlich eine herausgehobene Stellung symbolisieren. Den Mann am Zaun erinnern die Gestalten an die Prozession einer Gruppe Ku-Klux-Klan-Anhänger. Ein eintöniger, heller Singsang dringt zu ihm herauf. Er ist irritiert. Das sind Frauenstimmen! Kein Zweifel! Ihre leiernde Melodie vermischt sich mit dem Grollen des einsetzenden Gewitters zu einem unheimlichen Klangteppich.

Die Person, die die Gruppe anführt, hält auf Höhe der Pyramide an. Die Gefolgsleute schließen zu ihr auf und bilden einen Kreis um sie herum. Eine der Kuttenträgerinnen löst sich daraus, geht auf das Holzgebilde zu und schiebt ihre lodernde Fackel ein Stück hinein. Augenblicke später frisst sich die Flamme in das Innere der Pyramide, verschlingt knisternd und knackend alles an trockenen Spänen, Zweigen und sonstigem leicht brennbaren Material, mit dem das Gebilde vollgestopft zu sein scheint. Der Feuerschein dringt durch die Ritzen der aufgeschichteten Stämme und verleiht dem Konstrukt das Aussehen eines Dämons mit tausend glühenden Augen. Dann, von einer Sekunde zur anderen, schlagen die Flammen wütend prasselnd nach oben aus dem Holz.

Ununterbrochen dringen die weinerlichen Klagegesänge der Kuttenträgerinnen herauf zu dem Mann am Zaun, liegen weiterhin im Wettstreit mit dem Donnern und Rumoren des Gewitters, das allmählich an Intensität gewinnt. Blitze zerreißen in immer kürzeren Abständen die kochende Dunkelheit, der Wald über dem Talkessel wird zur drohenden, gespenstischen Kulisse für das Geschehen unten auf der Ebene. Der Wolfsmensch achtet nicht auf das stärker werdende Unwetter. Angespannt konzentriert er sich auf die Frauen, die sich jetzt im geschlossenen Pulk auf die Felswand zubewegen, auf einen Vorsprung, den er vorher nicht bemerkt hat und der im Schein des Pyramidenfeuers und der Fackeln wie ein übergroßer Absatz anmutet.

Als die Gruppe ein Stück vor dem steinernen Podest zum Stehen kommt, verstummen die Gesänge. Es dauert einige Augenblicke, dann öffnet sich die Formation. Die Kuttenträgerinnen weichen nach links und rechts zur Seite und reihen sich nebeneinander auf. Der Mann reißt überrascht die Augen auf. Da ist ja noch jemand! Ein gebeugter Kerl, dessen zerlumppte Kleidung einen deutlichen Kontrast zu den dunklen Rottönen der Mäntel bildet. Wie hat er diese Person übersehen können? Sie muss zwischen den Rotgewandeten gegangen sein, abgeschirmt gegen Blicke von außen. Zufall? Oder war es Absicht gewesen, sie bis zu diesem Moment zu verbergen? Der Wolfsmensch hält sich nicht mit den Fragen auf und konzentriert sich mit allen Sinnen auf das Geschehen auf der Ebene.

Wer ist der abgerissene Kerl?, fragt er sich. Dann wandern seine Augen ein Stück weiter, hin zu dem Steinpodest. Eine der Kuttenträgerinnen aus der Gruppe entzündet nacheinander kleine Kerzen oder eine entzündliche Flüssigkeit. Links und rechts an den Ecken des steinernen Podiums lecken Flammen aus Vertiefungen, die darin eingelassen sind. Dann bedeckt die Frau die Oberfläche mit einem schweren, ebenfalls weinroten und mit goldenen Bordüren verzierten Tuch. Das Ganze mutet an wie ein Altar. Darauf platziert sie drei Gegenstände. Ein Buch, eine Handglocke und ... ja, das dritte sieht aus wie eine filigrane Waage. Mit zwei an dünnen Kettchen hängenden Gewichtschalen. Er zwinkert, kneift die Augen zusammen, ist nicht sicher. Die Frau verschwindet wieder und macht der Anführerin Platz. Die zieht ihre Kapuze ab, legt sie zur Seite und reckt sich zu voller Größe auf. Sie stützt sich mit den Handflächen an der Kante des Podests ab. Eine strenge, unerbittliche Person. Der Mann in seinem Versteck kann es an ihrer Haltung ablesen und an ihrem Gesichtsausdruck, den er mehr ahnt, als dass er ihn sieht. Mit einer herrischen Handbewegung zitiert sie den zerlumpten Kerl heran, der kaum in der Lage ist, einen Schritt vor den anderen zu setzen. Zwei der Rotkuttен fassen ihn unter und zerren ihn vor den merkwürdigen Altar.

Die Anführerin nimmt das Buch, schlägt es auf und fängt an zu lesen. Nicht alles, was sie sagt, versteht der Mann in seinem Versteck. Ihre Worte werden lauter

und schriller. Ein ums andere Mal schnellte ihr Arm vor, mit ihrem Zeigefinger sticht sie wie mit einem Speer auf den abgerissenen Kerl ein, der, wie es scheint, als Angeklagter vor dem Podest steht. Immer wieder wird sie unterbrochen vom Chor der Kuttenträgerinnen, die sich zu einem Halbkreis um den Delinquenten formiert haben. „Schuldig“, schreien sie, recken fordernd ihre Hände zum nachtschwarzen Himmel hinauf. Von dort senden ihnen Blitz und Donner nachdrücklich ihre zuckende, krachende Zustimmung.

Der Wolfsmensch begreift, dass er in diesem Augenblick als Zeuge einer grotesk anmutenden Gerichtsverhandlung beiwohnt.

Dann fällt unvermittelt die brennende Holzpyramide in sich zusammen. Eine Funkenwolke steigt auf und erhellt für einige Sekunden einen kleinen Geländeabschnitt etwas abseits des Richtertisches, der im Dunkel gelegen hat. Dort steht jemand. Der Wolfsmensch hat ihn bisher nicht bemerkt. Jetzt aber kann er ihn sehen. Und er kann sein Gesicht erkennen. Wenngleich nur schemenhaft und für einen winzigen Moment. Doch das reicht aus. Er ist es! Ihm hat er sein jetziges Dasein zu verdanken – nein, falsch! Nicht sein Leben als Eremit ist es, sondern das, was davor geschehen ist. Das, was er durchmachen musste, ehe er sich in die Wälder zurückgezogen hat. Das Gesicht und die Kälte und Berechenbarkeit darin wird er nie vergessen. Er hätte es nicht für möglich gehalten, diesem Satan ausgerechnet hier wieder zu begegnen.

Der Wolfsmensch springt auf, vergisst seine Deckung, macht einen Satz auf den Zaun zu, klammert sich an das starre Drahtgeflecht, heftet seine Augen gebannt auf die Stelle im Hintergrund, wo er den Mann bemerkt hat. Doch da hat die Dunkelheit den Teufel schon wieder geschluckt. Er starrt auf die vom Feuerschein umrahmte nachtschwarze Wand. Sein Herz pocht wie wild. Dann fallen die ersten dicken Tropfen vom Himmel. Es dauert nur wenige Augenblicke, bis die regenschwangeren Wolken vollständig aufreißen und alles vor seinen Augen hinter einem rauschenden Wasserschleier verschwindet.

Fast hätte der Wolfsmensch in dem tobenden Inferno die Gestalten nicht bemerkt, die sich ihm von links nähern. Er hat sie weder kommen gesehen noch gehört. Zu sehr ist er auf das Geschehen unten im Tal fokussiert gewesen. Und der Lärm, den der Regen verursacht, überlagert jedes andere Geräusch. Sein Instinkt ist es, der ihn im letzten Moment vor der drohenden Gefahr warnt und ihn unvermittelt zur Flucht antreibt. Er nimmt sich nicht die Zeit, seinen Bogen und den Köcher mit den Pfeilen aus dem Versteck nur wenige Schritte hinter sich zu holen. Sie liegen dort unter Laub und Erde in einem Busch verborgen. Er hätte sie besser bei sich behalten. Aber das ist jetzt nicht mehr zu ändern.

Der Wolfsmensch verlässt, so schnell er kann, seinen Beobachtungsposten, huscht geduckt in das nahe Unterholz, hält an und wendet sich wieder dem Zaun zu. Er muss nicht lange warten, bis sie kommen und er sie

sehen kann. Sein Gefühl hat ihn nicht getrogen. Zwei Männer brechen aus den Sträuchern und steuern auf die Stelle zu, wo er kurz zuvor gekauert hat. Sie tragen olivgrüne Strickmützen auf dem Kopf, die Hosenbeine ihrer grün-braun gefleckten Tarnanzüge stecken in schwarzen Schnürstiefeln. An den Gürteln um ihre Hüften hängen Waffen. Messer und Pistolen. Die zwei Kerle gehören zu den Frauen unten im Tal. Dessen ist sich der Wolfsmensch sicher. Oder der Satan im Dunkel gibt ihnen ihre Befehle. Aber besteht da ein Unterschied? Sie scheinen alle zusammenzugehören. Die beiden Männer hier sind Kämpfer. Jäger, die sich vermutlich im Hintergrund gehalten und das Umfeld beobachtet haben. Zum Schutz der bizarren Gerichtsverhandlung? Er ist überrascht, dass sie ihn entdecken konnten. Und sie wollen ihn ohne Zweifel unschädlich machen. Sie bleiben stehen, sehen sich um, beugen sich hinab, tasten mit ihren Händen den Boden vor dem Zaun ab, suchen nach Spuren.

Der Wolfsmensch darf sie nicht unterschätzen. Sie sind weit gefährlicher als die wenigen Personen, die für gewöhnlich seine Wege kreuzen. Die Fähigkeiten dieser Kämpfer, sich der Wildnis anzupassen, sie zu lesen, sich darin zu bewegen, scheinen um einiges ausgeprägter. Trotzdem sind sie Fremdkörper, sind nicht Teil des Waldes, so, wie er. Und diesen Vorteil nutzt er jetzt, um ihnen unbemerkt zu entkommen.

Bis in die frühen Morgenstunden hat es geregnet. Da war das Gewitter längst abgezogen. Der Mann hat die

Nacht in einer Mulde verbracht, über die sich dichtes Gestrüpp ausbreitet. Geschlafen hat er kaum, aus Angst vor Entdeckung. Doch seine Verfolger sind nicht mehr aufgetaucht und irgendwann hat ihn die Müdigkeit übermannt.

Als er die Augen aufschlägt, fröstelt er. Seine Kutte, unter der er liegt, hat ihn nur wenig vor der nächtlichen Kühle geschützt. Und sie ist feucht und klamm. Er schiebt sie zur Seite, stützt sich kurz auf und kriecht dann leise schnaufend aus dem Loch. Ein wolkenloser Himmel empfängt ihn, Sonnenstrahlen blitzen durch das Blätterdach, lassen Gras und Laub vor Feuchtigkeit dampfen. Er verharrt in der Hocke, sieht sich vorsichtig um, horcht, wittert. Nichts, nur die gewohnten Geräusche des Waldes. Er entledigt sich seiner restlichen Kleider, richtet sich auf, sucht eine Stelle, wo die Bäume den Blick zu Himmel frei geben. Dorthin geht er, reckt seinen nackten Körper der Sonne entgegen, lässt die Wärme durch seine Glieder strömen.

Nachdem die Lebensgeister in ihm erwacht sind, beschließt der Mann, sofort seinen Bogen und die Pfeile zu holen, die er bei der Flucht zurücklassen musste. Sein Magen knurrt, der Hunger nagt in ihm. Seit er am gestrigen Morgen aus seinem Unterschlupf aufgebrochen und durch den Wald gestreift ist, hat er nichts mehr gegessen. Der Tag war vorübergegangen, ohne dass ihm ein einziges Wild vor den Bogen gelaufen ist. Und dann hatte ihm unvermittelt dieser Zaun den Weg versperrt.

Er lässt ein paar Tropfen Regenwasser, die sich auf Blättern und in Pflanzenkelchen gesammelt haben, auf seine Zunge rieseln. Das muss erst einmal reichen, bis er etwas anderes findet. Einen Bach oder See, aus dem er trinken kann. Dann macht er sich auf den Weg. Vorsichtig schiebt er sich durch das Unterholz, huscht geräuschlos zwischen den Bäumen hindurch und erreicht nach einer Weile den Ort, wo der Bogen und die Pfeile versteckt liegen. Er findet sie unberührt und nimmt sie an sich. Er blickt zu dem Zaun hinüber, zu der Stelle, wo er am Abend zuvor gekauert hat. Es wäre besser, sofort zu verschwinden, sich wieder seinem eigentlichen Vorhaben, der Jagd, zu widmen. Doch er zögert. Etwas hält ihn fest, zieht ihn an. Die düsteren Bilder des vergangenen Abends huschen hinter seiner Stirn vorbei. Die Kuttenträgerinnen, sind sie noch dort? Eine innere Stimme sagt ihm, dass der Platz unten im Tal verlassen und leer ist. Dennoch lässt es ihm keine Ruhe. Er muss sich Gewissheit verschaffen. Muss sehen, ob es stimmt, was er vermutet.

Geduckt nähert er sich dem Zaun. Verharrt. Tastet sich mit den Augen am Drahtgeflecht entlang. Langsam. Stück für Stück. Dann sieht er sie. Getarnt. Kaum auszumachen. Gestern, im diffusen Licht des nahen Gewitters hat er sie übersehen. Es ist eine Linse. Das schwarze Auge einer Überwachungskamera. Jetzt ist ihm klar, warum die beiden Jäger ihn bemerken konnten. Er zieht sich vorsichtig ein Stück zurück. Wo eine Kamera ist, sind weitere, denkt er. Die muss er finden.